



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Immer weniger Kinder sind in der Lage, sich erfolgreich in eine Gruppe zu integrieren – das liegt nicht zuletzt an den Werten, die unsere westliche Gesellschaft vermittelt. Heute ist kein Alter zu früh für den Fremdsprachen- und Musikunterricht. Wird keine Sonderbegabung festgestellt, wird so manches Elternpaar nervös. Der Konkurrenz- und Leistungsdruck überträgt sich auf die Kinder, und das Spielen, das zur Prägung des Gemeinschaftsgefühls so wichtig ist, tritt in den Hintergrund.

Wie Rücksichtnahme, Toleranz und soziale Fähigkeiten sich bei Kindern richtig entwickeln und das optimale Miteinander entsteht, zeigt der erfahrene Kinderpsychologe Stephan Valentin. Das erste Team im Leben eines Kindes und damit die richtigen Vorbilder sollten die eigenen Eltern sein. In Kindergarten, Schule und Vereinen wird das Gemeinschaftsempfinden fortgesetzt und das Kind so auf ein erfolgreiches und glückliches Leben vorbereitet.

Autor

Dr. Dipl. Psych. Stephan Valentin hat Psychologie und Schauspiel studiert. Ehrenamtliche Einsätze brachten ihn nach Bombay und an die Elfenbeinküste. Er führt eine kinderpsychologische Praxis in Paris und ist Autor von Elternratgebern und Romanen. Sein Werk »Vielfarben« wurde mit dem Bettina-von-Arnim-Preis ausgezeichnet.

DR. STEPHAN VALENTIN

ICH LINGE

Warum unsere **Kinder**
keine **Teampayer** sind

GOLDMANN

Alle Ratschläge in diesem Buch wurden vom Autor und vom Verlag sorgfältig erwogen und geprüft. Eine Garantie kann dennoch nicht übernommen werden. Eine Haftung des Autors beziehungsweise des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Classic 95*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Originalausgabe Februar 2012
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2012 Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München

Redaktion: Dunja Reulein

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

BK · Herstellung: IH

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-17290-0

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Vorwort	9
Kapitel 1	
Ichlinge – eine bedrohte »Spezies«?	10
Kapitel 2	
Der Schlüssel zu anderen Menschen	18
Soziale Kompetenz – spielen wir zusammen?	18
Wie beeinflussen Computer, Videospiele & Co. die Entwicklung unserer Kinder?	26
Digitale Welt und soziale Kompetenz	36
Tausend Freunde und allein	45
Empathie – niemand ist eine Insel	50
Vom Verlust der Empathie	56
Empathie und Gewalt	60
Soziale Kompetenz und Teamfähigkeit	64
Erziehung versus Kulturtechnik	67

Kapitel 3

Frühkindliche Bindung –

ein besonderes Band fürs Leben 74

Was bedeutet Bindung? 74

Eine Frage der Bindung – die vier Bindungstypen 75

Programmiert zum Miteinander 80

Die Mutter – ein sicherer Hafen 84

Von bindenden Vätern, Erzieherinnen und Tagesmüttern ... 89

Die Angst vor Nähe – Bindungsängste 99

Kapitel 4

Die Distanz zum Kind 104

Allein, allein – die Geschichte der Kindheit 104

Die Perioden der Eltern-Kind-Beziehung 108

Von kulturellen Erziehungsstilen 110

Die Distanz in der westlichen Kultur 112

Erziehung unter Einfluss 116

Kapitel 5

Der Kult der Autonomie 121

Wie wird mein Kind autonom? 121

Loslassen und festhalten 127

Nein und noch mal Nein 131

Trennung und Autonomie 134

Lost in Autonomie? 141

Autonom um jeden Preis 144

Kapitel 6

Egoismus und Erziehung	154
Egoismus pur	154
Gesunder Egoismus	157
Ichlinge und Egoismus	159
Einzelkinder – verwöhnte Ichlinge?	161

Kapitel 7

Wenn Kinder allein regieren	167
Individuum Kind	167
Das Erbe der 1960er-Jahre	174
Die gute Autorität	178
Frustration und Liebe	179
Kind, Kunst und Frustration	185

Kapitel 8

Der einsame Weg zum Erfolg	187
Die Förder-Hysterie	187
Wenn Eltern das Glück ihres Kindes schmieden	193
Eltern und Schulen unter Erfolgszwang	195
Leistungsdruck und seine Folgen	201
Leistungsdruck und Leistungsverweigerung (von Christiane und Michael Gérard)	211
Mehr Leistungsdruck für deutsche Kinder?	232

Kapitel 9

So wird ein Kind zum Teamplayer	237
Das Team	237
Das Eltern-Kind-Team	240
Die Rolle des Kindergartens	254
Die Schule – gemeinsam lernen	259
Lernen und Lehren im Team – Konzept und Alltag der Georg-Christoph-Lichtenberg-Gesamtschule Göttingen, Hauptpreisträger des Deutschen Schulpreises 2011 (von Lars Humrich)	271
Teamfähigkeit durch Gewaltprävention (von Thomas Henckes)	288
Vom Ego-Shooter zum Teamplayer – was Sport dazu beitragen kann (von Dr. Jürgen Hofmann)	308
Nachwort	328
Anmerkungen	330
Register	334

Vorwort

Mein Kind soll in der Gesellschaft einmal erfolgreich bestehen können – viele Eltern würden das wohl als Hauptziel ihrer Erziehung angeben. Kein Wunder, ist doch die Spaltung der Gesellschaft in »Gewinner« und »Verlierer« allgegenwärtig. Für junge Eltern ist der Druck erheblich und wird in bester Absicht an die Kinder weitergegeben. Wenn das Kindergartenkind als Einziges noch nicht die Schere halten kann oder der Lehrer Nachhilfe empfiehlt, ist die Sorge um die Zukunft des Kindes groß. Muss das Kind also darauf getrimmt werden, mit den anderen mitzuhalten, oder besser noch, sie zu überflügeln? Ein »durchschnittliches« Kind ist für viele Eltern keine Option. Die Gleichaltrigen dienen als Messlatte und werden als Konkurrenz empfunden, gegen die es sich durchzusetzen gilt. Das Kind als einsamer Einzelkämpfer? Doch ist der Mensch ein gemeinschaftliches Wesen, und in unserer komplexen Gesellschaft sind wir heute umso mehr auf ein funktionierendes Miteinander angewiesen. Aktuelle Studien zeigen, dass soziales, teamfähiges Verhalten den Einzelnen erfolgreich macht. Das vorliegende Buch möchte unnötigen Leistungsdruck bei der jungen Generation reduzieren und Wege aufzeigen, um Kinder in der Gemeinschaft stark zu machen.

Kapitel 1

Ichlinge – eine bedrohte »Spezies«?

»Ichlinge haben keine Zukunft«, »Ichlinge sind out« oder »Ichlinge werden wieder solidarisch« – das Wort »Ichling« taucht immer wieder in den Medien auf. Es war übrigens schon den Brüdern Grimm bekannt. In ihrem Wörterbuch haben sie zu diesem Begriff wie folgt Jean Paul zitiert:

»ichling, m. egoist: allerdings genießt der ichling den größten grad häuslichen glücks, nämlich sein eignes.«¹

Auch heute noch versteht man unter »Ichling« einen egoistischen Menschen, und der Begriff wird mehr und mehr in Zusammenhang mit der heutigen Generation von Kindern und Jugendlichen benutzt. Doch nun soll Schluss mit den Ichlingen sein. Gerade in Krisenzeiten sei kein Platz mehr für Egoisten in unserer Gesellschaft, hieß es bei der Vorstellung der letzten Wertewandel-Studie der BAT Stiftung für Zukunftsfragen (2010). Deren wissenschaftlicher Leiter Horst Opaschowski erklärte in einem Interview auf »Welt.de«: »Als großer Hoffnungsträger erweist sich die Jugend.«² Und man liest weiterhin in dem Artikel: »Zwei Drittel der Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren sind demnach davon überzeugt, dass sie die Zukunft problemlos meistern können.« Ihre Leistungsorientierung nehme »explosionsartig« zu, 2030 würden 68 Prozent ihren Lebenssinn in der Arbeit suchen, zugleich aber auch das Le-

ben genießen wollen. Familie, Freunde, Hilfsbereitschaft und gute Nachbarschaft gewinnen wieder an Bedeutung. Fazit: Die »Wir-Generation« werde die »Ichling-Generation« ablösen.

Das hört sich alles sehr optimistisch an, und man kann es Deutschland eigentlich nur wünschen. Demnach werden wir in den nächsten Jahren also keinen Werteverfall erleben. Unsere Jugend will sich sozial und politisch engagieren. Zukunftsängste sind out. Aber wie werden die Jugendlichen diese gut gemeinten Vorsätze umsetzen? Wer wird ihnen diese positiven Werte und sozialen Tugenden vermitteln? Helga B. und Marianne K., beide Rektorinnen von Realschulen plus im Raum Heidelberg, wirken besorgt: »Was wir beide übereinstimmend sagen können, ist, dass Eltern von Hauptschülern oft an der Erziehung und Entwicklung ihrer Kinder kein großes Interesse mehr haben und die Kinder schlicht sich selbst überlassen sind – was sicher ein hervorragendes Klima für einen nicht mehr zu kontrollierenden Medienkonsum ist und so die Jugendlichen zu »Ichlingen« werden lässt.«

Aber vielleicht handelt es sich bei dieser neuen »Wir-Generation« um Gymnasiasten? Die bayerischen Gymnasiasten möglicherweise nicht. Die protestierten Anfang 2010 gegen den ihrer Meinung nach unerträglichen Leistungsdruck am achtjährigen Gymnasium G8 (Klasse 5 bis 12). Und damit sind sie nicht allein, denn immer mehr Schüler leiden unter psychosomatischen Beschwerden, verursacht durch die hohen Anforderungen der Eltern und des Schulsystems. Leistungsdruck ist aber gerade einer der Faktoren, der Kinder zu Ichlingen werden lässt, denn der tägliche Konkurrenzkampf, der bereits im Englischkurs für drei Monate alte Babys beginnt, lässt ein »Wir« nicht zu. In der westlichen

Gesellschaft kommt immer nur der Beste weiter. Eltern haben das schnell begriffen. Das »Ich« des Kindes wird daher gefördert und gestärkt. Selbst im Sport geht es oft nicht mehr um das Spiel selbst und den Teamgeist. Wenn die Eltern den Trainer am Ende des Turniers abfangen, geht es vor allem darum: »Wie war mein Kind? Wie schneidet es im Vergleich zu seinen Altersgenossen ab?« Für Freundschaften, Spiel und Spaß ist in dem straff durchorganisierten Alltag eines Kindes sowieso nicht mehr viel Zeit. Finden Kinder und Jugendliche auf diese Weise zum »Wir«? Von welchen Kindern und Jugendlichen sprechen wir da? Und nochmals: Wann soll denn dieser Wandel stattfinden?

Vielen Eltern ist diese Problematik bereits bewusst. Sie erwarten von den Lehrern des Kindes nicht nur die Wissensvermittlung, sondern auch die Bildung seiner Persönlichkeit. In der Schule sollen Erziehungsdefizite ausgeglichen werden. Doch den hohen Erwartungshaltungen der Eltern an die Schulen wird die Wirklichkeit anscheinend nicht gerecht.

Woran liegt es, dass Lehrern die Wertevermittlung nicht gelingt? Stark von den Medien geprägt, computerbegeistert, große Konzentrationsprobleme, materialistisch eingestellt, selbstbezogen, verwöhnt – so werden wohl viele Lehrer ihre Schüler beschreiben. Lehrkräfte stellen fest, dass ihre Schüler nicht belastbar sind und eigentlich viel lieber vorm Computerspiel sitzen würden als im Klassenzimmer. Sonja P., Lehrerin einer Abend-Realschule in München, ist fassungslos, wie wenig ihre Schüler wissen, und wirkt demoralisiert: »Die Schüler sind so unmotiviert. Wenn die Klasse einen Test schreiben soll, stehen manche Schüler auf und sagen, dass sie zuerst mal eine rauchen, etwas trinken, etwas es-

Das sagen Studien

Erziehungsort Schule

Eltern in Deutschland wünschen sich die Vermittlung folgender Kenntnisse an Schulen:

- Englisch (71 Prozent)
- Mathematik (69 Prozent)
- Teamfähigkeit (68 Prozent)
- Hilfsbereitschaft bzw. Rücksichtnahme auf andere (63 Prozent)
- Höflichkeit und gute Manieren (57 Prozent)
- Disziplin (47 Prozent)

Die Vermittlung von sozialen Kompetenzen wird also als beinahe ebenso wichtig angesehen wie das klassische Schulwissen. Immerhin 87 Prozent der Lehrer betrachten Wertevermittlung als eine ihrer zentralen Aufgaben, hier besteht also ein weitgehender Konsens zwischen Eltern und Lehrern, denn für beide hat Persönlichkeitsbildung einen hohen Stellenwert.

Doch insgesamt glaubt nur etwa ein Drittel der Lehrer (37 Prozent), dass ihnen das auch gelingt. An Hauptschulen (17 Prozent) und Real- und Sekundarschulen (28 Prozent) glauben sie kaum daran, Grundschulen (45 Prozent) und Gymnasien (40 Prozent) können ebenfalls nicht mit besonders positiven Ergebnissen aufwarten.³

sen müssen. Ihre Bedürfnisse stehen an erster Stelle. Oder sie sagen, dass ich keinen Stress machen soll. Im Unterricht starren sie mich an, und unter dem Tisch verschicken sie SMS. Eine Schülerin hat vor Kurzem alles hingeworfen, weil angeblich der Lehrer nicht nett zu ihr gewesen ist.«

Ist das die Jugend, auf die Deutschland alle Hoffnungen setzt? Lehrer werden täglich mit Schülern konfrontiert, die sich nicht mehr einbringen, die nicht mehr in ihre Zukunft investieren wollen. Die Bedürfnisse der Jugendlichen lassen sich immer schwerer mit dem Schulalltag vereinbaren. Der »Trip« Schule mit Regeln und Grenzen ist eben nicht *cool*.

Bernd S., Religions- und Sportlehrer in einem Gymnasium in Heidelberg, berichtet von seinen Eindrücken:

Die Bandbreite des Schülerverhaltens ist so unterschiedlich, wie die Erziehungsstile der Eltern beziehungsweise Erziehungsberechtigten es sind. Etwa zwei bis drei Prozent der Schüler/innen sind verhaltensauffällig. Kommt man mit deren Eltern ins Gespräch, weiß man warum, und sagt sich im Nachhinein: »Für sind die Kinder ja noch recht gut gelungen!«

Für viele Kinder ist der Unterricht eine unangenehme Unterbrechung ihrer Freizeitinteressen (Internet, Handy- und Computerspiele). Warum ist das Mitbringen von Handys an der Schule nicht verboten? Antwort: Weil die Eltern jederzeit erreichbar sein wollen. Also werden die Pausen dazu genutzt, mit den Handys zu spielen.

Montags kommen manche Kinder gestresst vom Wochenende in die Schule und benötigen mindestens einen Tag Eingewöhnungszeit.

Die Elterngeneration wuchs unter dem Aspekt der »Selbstverwirklichung« auf, wobei die Betonung oft auf dem »Selbst« lag. Warum wundern wir uns, dass wir jetzt vermehrt »Ichlinge« als Kinder haben?

Die öffentliche Meinung geht davon aus, dass in der Schule alles reparabel ist, was an anderer Stelle nicht gelungen ist. Das ist eine absolute Überforderung der Schullandschaft. Sogenannte Sekundärtugenden wie etwa Disziplin, Sauberkeit, Freundlichkeit und Höflichkeit werden nicht mehr gefördert und müssen mühsam und mit argumentativen »Klimmzügen« vermittelt werden. Es gibt Kinder, die einer Wohlstandsverwahrlosung ausgesetzt sind und meinen, man könne alles »kaufen«. »Überbehütete Kinder« wiederum wundern sich, wenn sie nicht für jeden »Furz« belohnt werden.

Kinder, die schon mit MP3-Player im Ohr aus dem Haus gehen, werden zwangsläufig zu »Autisten« in dem Sinne, dass sie gar kein Interesse an Kontakten mit anderen haben und sich später wundern, warum sie keiner mag.

Da Kinder von den Bildschirmmedien unterhalten werden, wollen sie in der Schule ebenfalls dauernd animiert werden. Geschieht dies nicht, wird abgeschaltet. Da Schule grundsätzlich nur »Spaß« machen soll, ist jeder Lehrer, der das nicht mitmacht, ein Spielverderber.

Ein Großteil der Kinder an meiner Schule (Gymnasium) ist durchaus lernwillig und lernfähig. Die Schere zwischen diesen und

Kindern, die genauso intelligent sind, aber Konzentrationsschwierigkeiten haben, wird aber immer größer. Vermutlich, weil Letztere zu wenig in ihrem Freizeitverhalten zu Hause kontrolliert werden.

Exemplarisch dafür ist folgende Situation: Ein Fünftklässler kommt zur ersten Stunde immer zu spät zum Unterricht. Darauf angesprochen antwortet er: »Mein Vater fährt zu spät weg!« Nach meinem Hinweis: »Dann sag deinem Vater, dass er früher losfahren soll«, ändert sich nichts. Bei der Elternsprechstunde darauf angesprochen, entgegnet der Vater: »Mein Sohn steht morgens so schwer auf!« Auf meine Frage, warum das so sei, kommt die Antwort: »Er geht halt abends spät ins Bett!« Meinen Vorschlag, er solle doch früher ins Bett gehen, lehnt der Vater entrüstet ab: »Nein, nein, mein Sohn soll schon selbst bestimmen, wann er ins Bett geht!«

Die Erfahrungen von Bernd S. sind kein Einzelfall an deutschen Schulen. Wie deckt sich das nun mit der am Anfang des Kapitels genannten Studie, in der sich zeigte, dass zwei Drittel der Jugendlichen zwischen 14 und 17 Jahren recht sorgenfrei in ihre Zukunft blicken? Dort bezogen sich die Antworten der Jugendlichen auf ihr Leben in 20 Jahren, eine für sie noch ferne Zukunft. Was ihre jetzige Situation angeht, so ist es nur verständlich, dass sie versuchen, den Leistungsdruck und ihre eigenen Interessen unter einen Hut zu bringen. Bei steigendem Leistungsdruck wächst automatisch die Lust auf mehr Lebensgenuss und die Sehnsucht nach Sinn. Es erklärt auch zum Teil, warum so viele Kinder und Jugendliche sich ins Internet und in Videospiele flüchten, um dort die reale Welt mit ihren hohen Anforderungen zumindest für eine gewisse Zeit

zu verdrängen. Und gleichzeitig ist es ein Merkmal der Ichling-Generation, vorzugeben, seine Zukunft ohne irgendwelche Probleme meistern zu können.

So ist der angekündigte Gesellschaftstrend »Ichlinge sind out« doch wohl nur eine Mär. Das *Ich* braucht das *Wir*? Vielleicht, wenn es dem eigenen Vorteil dient. Die Mehrheit der Jugendlichen strebt beruflichen und materiellen Erfolg an. Der soll zwar nicht so glücklich machen wie gemeinnütziges Engagement, heißt es in einer Langzeitstudie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, doch er schafft Anerkennung. Es gibt zwar immer wieder Menschen, die anderen zu Hilfe eilen und manchmal dabei ihr eigenes Leben riskieren, doch das ist wohl die Ausnahme. Aktuelle Tendenz ist, Gewalttaten teilnahmslos zuzusehen, womöglich noch alles mit dem Smartphone zu filmen, dann das Video ins Internet zu stellen und sich damit zu profilieren.

Das Interessante ist, dass das Gehirn des Menschen eigentlich zur Kooperation konstruiert ist. 18 Monate alte Kleinkinder wären zum Beispiel noch nicht fähig, aus reinem Kalkül zu handeln, lautet das Ergebnis einer Studie der Wissenschaftler Felix Warneken und Michael Tomasello.⁴ Ist der Mensch also von Natur aus ein selbstloser Mensch? Formen äußere Faktoren Kinder zu Ichlingen? Oder ist Egoismus vielleicht altersabhängig? Ichlinge sind, zumindest in der heutigen Gesellschaft, keine bedrohte »Spezies«. Es ist eher das *Wir*, das Unterstützung benötigt.

Kapitel 2

Der Schlüssel zu anderen Menschen

Soziale Kompetenz – spielen wir zusammen?

Mithilfe von sozialer Kompetenz kommuniziert der Mensch seine Interessen und Bedürfnisse und stimmt sie mit denen anderer ab, durch sie ist er in der Lage, Konflikte zu bewältigen und sich gegen Ungerechtigkeiten zu widersetzen. Sie ist es auch, die Menschen teamfähig macht. Auf den anderen eingehen zu können, sich in ihn hineinzusetzen, ihn zu loben und ermutigen, aber auch selbst Lob und Kritik anzunehmen – das sind Eigenschaften und Voraussetzungen für das Funktionieren eines Teams. Und wer im Team arbeitet, der schiebt der Ichling-Mentalität einen Riegel vor.

Es ist sicher unmöglich, Kinder und Jugendliche als eine einheitliche soziale Gruppe zu definieren. Nicht alle jungen Menschen teilen die Werte der sogenannten Ichlinge. Genauso wenig sind alle Eltern völlig desinteressiert am Werdegang ihrer Kinder oder erziehen sie ohne Regeln und Grenzen. Aber man kann von Tendenzen sprechen. Toleranz, Kritikfähigkeit, Selbstdisziplin und Empathie fehlen zu vielen Kindern und Jugendlichen. Ein Defizit, das im Kindergarten, in der Schule und später in der Arbeitswelt zu Problemen führt. Deutsche Unternehmen beklagen

Info

Was versteht man unter sozialer Kompetenz?

Unter sozialer Kompetenz wird die Kenntnis und Anwendung eines angemessenen Interaktionsverhaltens in sozialen Situationen verstanden. Im Einzelnen zeigt sie sich durch die Kenntnis und Anwendung sozialer Fertigkeiten, die sich in folgende Gruppen einteilen lassen:⁵

- Dominanz im Sinne der Erfüllung von Führungsaufgaben (Planung, Koordinierung, Nachprüfen)
- Verhaltensweisen, die Belohnungswert für die Gruppenmitglieder besitzen
- Fertigkeit, Einfluss demokratisch, überzeugend und konsultativ auszuüben
- Fähigkeit, sich in die Rolle des anderen zu versetzen
- Fähigkeit, gelassen zu reagieren (versus soziale Ängstlichkeit)
- Fähigkeit, die Interaktionspartner zuversichtlich zu machen
- Perzeptuelle Sensitivität, um die Reaktionen der Interaktionspartner richtig beurteilen zu können

gen, dass sie ausbügeln müssen, was Eltern und Schule nicht geschafft haben.

Jede Gelegenheit, die dem Kind geboten wird, seine soziale Kompetenz weiterzuentwickeln, wird sich positiv auf seine geistige Entwicklung, seine Beziehung zu Mitmenschen, seine emotio-

nale Anpassung und sein Dasein als Bürger in einer Gesellschaft auswirken. Kinder lernen soziale Kompetenz über Vorbilder, und das sind in diesem Fall in erster Linie ihre Eltern beziehungsweise ihre Bezugspersonen. Das Entwickeln der sozialen Kompetenz beginnt nämlich von Geburt an. Die Art und Weise, wie Eltern auf die Signale ihres Babys reagieren, wie sie ihm durch ihre Reaktionen vermitteln, dass sie seine Bedürfnisse anerkennen und befriedigen, und auch wie sie mit ihm reden, spielen und ihre Liebe durch Zärtlichkeiten zeigen, prägt das Sozialverhalten des Babys. Klare und altersgerechte Regeln und Grenzen helfen dem Kleinkind, sich in der Gemeinschaft zurechtzufinden und sich angepasst zu verhalten. Das Sozialverhalten der Eltern dient dem Kind als Modell für seinen eigenen Umgang mit Menschen. Eltern leisten also die Vorarbeit des Erwerbs sozialer Kompetenz, die dann im Kontakt mit Gleichaltrigen verfeinert wird.

Spielplätze sind eine wichtige Lehrstation: Soll ich wirklich mein Spielzeug mit dem anderen Kind teilen? Du hast mir Sand in die Augen geworfen! Die hat mich an den Haaren gezogen! Wieso schubst du mich? Der hat mir ein Bussi gegeben! Spielen wir zusammen? Etwas teilen, nachgeben, den anderen respektieren, seine Grenzen erkennen – das alles und noch mehr sind notwendige Erfahrungen für jedes Kind. Das Kind muss lernen, mit seinem Gegenüber auszukommen. Es ist nicht immer ratsam, als Elternteil einzugreifen, wenn kleine Kinder sich streiten, es sei denn, sie werden wirklich zu wild und riskieren, sich zu verletzen. Gerade die Beziehung zu Gleichaltrigen ist ein wichtiger Faktor für die Entwicklung sozialer Kompetenz und für das spätere Verhalten als Erwachsener. Laut dem Forscher Willard W. Hartup von der

Tipp

So lernen Kinder soziale Kompetenz von ihren Eltern

- Regeln und Gebote sind wichtig, aber Eltern sollten Ausnahmen berücksichtigen, zum Beispiel wenn ihr Kind krank oder wegen eines glücklichen Ereignisses sehr erregt ist. In diesen Momenten können Regeln überschritten werden, wenn sie dabei deutlich als Ausnahme angekündigt werden.
- Eltern sollten auf die Körpersprache ihres Kindes achten. So erkennen sie besser, wie es sich fühlt und was es denkt.
- Kleine Kinder brauchen manchmal lange, bis sie ihre Gedanken ausgedrückt haben. Eltern sollten ihnen die nötige Zeit geben und nicht ihre Sätze beenden.
- Kinder sollten von klein auf die Erfahrung machen, dass ihre Eltern ihnen wirklich zuhören.
- Wenn ein Kind sich verletzt, sollte man seine Schmerzen anerkennen und nicht mit einem »das tut doch gar nicht weh« abtun.
- Einem Kind sollte mitgeteilt werden, wenn etwas unternommen wird. So fühlt es sich respektiert und kann vielleicht sogar mitentscheiden oder Vorschläge machen.
- Eltern sollten den Besitz ihres Kindes respektieren. Auch wenn es nur ein Steinchen ist oder ein für die Eltern nichtssagender Aufkleber. Für das Kind ist sein Besitz ein »Heiligtum«.

University of Minnesota geben nicht Schulnoten und das Benehmen im Unterricht Aufschluss darüber, wie das Anpassungsverhalten als Erwachsener sein wird. Bedeutend ist, wie das Kind mit anderen Kindern zurechtkommt. »Kinder, die nicht beliebt sind, die aggressiv sind und unfähig, eine enge Beziehung zu anderen Kindern aufrechtzuerhalten, und die keinen Platz unter Gleichaltrigen finden, sind ernsthaft gefährdet.«⁶

Auch der Psychologe Clark McKown ist dieser Ansicht: »Positive Beziehungen zu Gleichaltrigen sind entscheidend für das Wohlergehen von Kindern. Verglichen mit Kindern, die von anderen akzeptiert werden, haben unbeliebte Kinder ein erhöhtes Risiko für spätere Anpassungsprobleme.«⁷ Dabei geht es nicht darum, wie viele Freunde ein Kind hat, die Qualität seiner Beziehungen ist ausschlaggebend. Man sollte aber einem schüchternen Kind keine Freundschaften aufzwingen, wenn es sich damit nicht wohlfühlt. Dies wirkt sich sogar kontraproduktiv aus. Obwohl Schüchternheit ein Kind vielleicht erst einmal davon abhält, schöne Dinge wie Geburtstagspartys, Familienfeste oder das Übernachten bei einem Freund oder einer Freundin so genießen zu können wie seine extrovertierteren Altersgenossen, kann man doch davon ausgehen, dass diese Schüchternheit mit der Zeit nachlässt, wenn sie auf sensible Weise gehandhabt wird. Das Sozialverhalten ist von Kind zu Kind verschieden, jedes hat seinen eigenen Charakter und sein eigenes Temperament, und das von Geburt an. Die Familienkonstellation (Einzelkind, Geschwister, geschiedene Eltern etc.) und die Kultur sind ebenso Faktoren, die auf das Sozialverhalten Einfluss nehmen. Es ist aber wichtig, dass Kinder lernen, ihre Schwierigkeiten im Bereich des Sozialverhal-

Tipp

Schätzen Sie die soziale Kompetenz Ihres Kindes ein⁸

- Ist das Kind normalerweise in guter Stimmung?
- Besteht keine extreme Abhängigkeit von Erwachsenen?
- Geht das Kind normalerweise gerne in den Kindergarten beziehungsweise die Schule?
- Zeigt es sich mitfühlend anderen gegenüber?
- Geht das Kind offen auf andere zu?
- Drückt es seine Wünsche und Bedürfnisse klar aus; gibt es Gründe für sein Handeln und seine Haltung an?
- Nimmt das Kind an Diskussionen teil? Macht es konstruktive Bemerkungen zu den Aktivitäten?
- Zeigt es Interesse an anderen Kindern, tauscht es mit ihnen Informationen aus und fragt nach Informationen in einer angepassten Art und Weise?
- Akzeptiert das Kind Kinder und Erwachsene, die eine andere Nationalität haben?
- Interagiert es mit anderen nonverbal: lächeln, winken, kopfnicken etc.?
- Wird es von anderen Kindern als ihr Freund/ihre Freundin bezeichnet oder wird ausgedrückt, dass sie gerne mit ihm spielen beziehungsweise zusammenarbeiten?
- Wird das Kind von anderen Kindern akzeptiert?

DR. STEPHAN VALENTIN



GOLDMANN

Stephan Valentin

Ichlinge

Warum unsere Kinder keine Teamplayer sind

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-17290-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2012

Von der unersetzlichen Bedeutung des Spielens für das spätere Leben

Kinder sind heute oft für sich, man sieht sie eher über ihren Gameboy gebeugt oder im Frühförder-Englischkurs als im ausgelassenen Spiel mit Freunden. Stephan Valentin zeigt auf, dass ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl bei Kindern für das spätere Leben entscheidend ist. Denn nur in der Gemeinschaft mit anderen Kindern werden sie zu Teamplayern und später zu erfolgreichen und glücklichen Erwachsenen.



[Der Titel im Katalog](#)